

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 7

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : ein Lebensroman [Schluss folgt]
Autor: Vögtlin, Ad.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
 Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
 Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
 Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
 Weit über ihre Häupter lud die Erde
 Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
 Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
 Da breiteten sich unter tausend Händen
 Die Tische, doch verdämmerten die Enden
 In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
 Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaufe
 Ein unermesslich Mahl, soweit ich schaue,
 Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
 Da streckte keine Schale sich vergebens,
 Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
 Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

C. Ferd. Meyer.

Der Scharfrichter von Eger.

Ein Lebensroman von Ad. Böttlin.

XIII.

Zum Glück gibt es nicht nur in den italienischen Trauerspielen unterhaltende Intermezzi, sondern auch im Leben des einfachsten Alltagsmenschen, der sein hartes Brot in Kummer verzehrt.

Ich hatte freilich Leute an der Hand, die darauf ausgingen, mir das Kraut fett zu machen, und durfte der Hoffnung leben, mich endlich in meine eigenen Schuhe zu stellen. Aber ich erfuhr auf Hinterwegen, daß Mechtilds Anwalt mir einen bösen Streich spielen werde, indem er das Genußkel des Volkes benützen wolle, um mich der Zauberei anzulagen und Mechtild auf diese Weise zu entlasten. Deshalb, hieß es, zögere man die Verhandlungen hinaus, und am Ende könnte es dazu kommen, daß für den Scharfrichter von Eger der Henker von auswärts bestellt werden müßte. Solches Gerede mutete mich, da ich schuldlos war, wie hausgewaschener Schnickschnack an, und ich ließ mir keine grauen Haare wachsen, obschon ich mich auf alles gefaßt machte und Gegenbeweise zusammentrug. Ich war nicht mehr der unantastbare Gebatter des Königs, wie es der Scharfrichter zu weiland König Wenzels Zeiten war, der sich stets von ihm begleiten ließ.

Da mutete es uns wie eine Botschaft von oben an, als vom Grafen von G., der wie alle Welt im Egerland, von Sophies Vergiftung gehört hatte, eine Einladung an uns drei erging, einige Wochen auf seinem Schlosse zuzubringen und dort der körperlichen und seelischen Er-

holung zu pflegen. Am 1. Mai werde die uns bekannte Karosse beim Scharfrichter vorfahren. So trafen wir alle Anstalt, um uns beizeiten in den Sattel zu schwingen. Zwei von den ältern Königsberger Eberl sollten während unseres Ferienaufenthalts, für den ich Urlaub bekam, unser Häuschen hüten, obschon ich sicher war, daß wegen des berühmten Fallbeils, welches nach dem Volksmund über der Eingangstür drohte, kein Dieb in meine Münzsammlung einbrechen würde.

Ich hatte Sophie schon lange nicht mehr so fröhlich, aufgeräumt und zugriffig gesehen wie in diesen Tagen der Vorbereitung. Nicht nur daß sie sich durch die Einladung des hohen Herrn geehrt fühlte, noch mehr wurde ihre Tatkraft durch die freudige Erwartung geweckt, daß der Graf einen an uns beiden begangenen Mißgriff vor ihrem Gatten wieder gutmachen werde.

So waren denn unsere Reisebindel geschnürt und unsere Gemüter hochgestimmt, als wir um die Mittagszeit des Reisetages, nur von wenigen begast, in der schönen schwarzglänzenden und silberbeschlagenen Karosse abgeholt wurden und durchs Untertor hinausfuhren. Wohl war es möglich, daß man nun in Eger munkelte, es sei des Teufels Leibgefährte gewesen; aber wir waren guter Dinge und fühlten uns bereits im Schutz des in Wien vielvermögenden Grafen, vor dem sich gegebenen Falls auch unser löblicher Magistrat zu ducken hatte.

Je mehr wir uns von Eger entfernten, desto

heiterer wurde Sophie. Ich freute mich darüber und meinte, dies sei ein sicheres Zeichen ihrer völligen Genesung.

„Ja freilich, das hoffe ich auch; aber es spielt noch ein anderer Grund mit: Denk dir, Karl, nach Jahrzehnten einmal Ferien! Wochenlang keine Stuben zu kehren, keine Suppen zu kochen, keinen Braten zu rüsten, keine Pfannen zu fegen! Einmal Mensch sein können und sich aufatmend des Lebens freuen! Schade, mein Lieber, daß die Karosse kein Tanzboden ist; ich wollte dich schwingen!“

Die Augen gingen mir auf und ich begriff sie, die mehr an unaufhörlich regelmäßige Kleinarbeit gebunden war als ich, der ich meistens über Tag und Stunde gebieten und meine Tätigkeit selber anordnen durfte; begriff es, daß die ihr bevorstehende Ruhe für ihr Gemütsleben ein Fest, eine jubelvolle Erneuerung bedeutete. Ihre Seele fühlte sich befreit von der stets gleich bleibenden Last der zahllosen Pflichten der Hausfrau, die wir Männer uns als selbstverständlich gefallen lassen, ohne daran zu denken, daß auch ihre Seele nicht atmen und gedeihen kann ohne den Rhythmus, der sich aus den Kontrasten des Erlebens und Geschehens ergibt.

Jetzt machte sie, sich im Wagen zurücklehrend, heitere Sprüche über das Leben in Eger, das sie, wer weiß, schon hinter sich zu haben glaubte.

Als sie ein paar bekannte Herren vor Rorau spazieren gehen und, die berühmten Egerer Güte auf dem Haupte, einherstolzieren sah, machte sie einen Zweizeiler, der später außerhalb Egers spottweise gesungen wurde:

„Der Egerer Güte sind schön und gut;
nur fehlt's ihnen meistens u n t e r dem Gut.“

Es war ein glücklicher Zufall, daß die Pferde trabten, sonst hätte ihr warmblütiger Übermut vielleicht eine Abkühlung erfahren.

Wir gewannen bei einer Wendung der Straße wieder einen Einblick in die Stadt, die uns trotz allem lieb war, und bedauerten, hinüberschauend, den umfangreichen Schaden, welchen die große Feuersbrunst gestiftet hatte. Die schwerbeschädigten Niklas-, Kreuzherren- und Johanniskirchen waren wieder ausgebessert, und es leuchteten ihre hohen Ziegeldächer weit über die Stadt hin, während von den 130 übrigen Gebäuden, die damals eingäschert wurden, noch viele als öde Ruinen in die Luft gähnten. Margret, die sich sonst horchend und aufnehmend verhielt, be-

merkte, daß viele Leute zu Eger diese verzehrende Feuersbrunst sowie die verheerenden Seuchen als Strafen Gottes für die Hinrichtung jener unschuldigen Muttermörderin betrachteten, die sterbend gerufen hatte: „Mein Blut komme über euch!“

Da griff Sophie ein: „Es kommt mir als eine Ungereimtheit vor, Gott als Zuchtmeister anzusehen; denn dann müßte er auch die Verantwortung für alles Unrecht tragen, was die schwachen und törichten Menschen begehen, wenn uns die Priester versichern, alles auf Erden, Wohltat und Trevel, geschehe nach Gottes Willen. Wäre Gott allgegenwärtig, dann hätte jener Mönch recht, der da sagte, er gehe, um bei ihm zu sein, auf ein halbes Stündchen in den Weinkeller.“

Und ich fügte hinzu: „Ich habe mich daran gewöhnt, Gott in der Güte und der Liebe, in der Vervollkommenheit des Menschengeschlechts zu erkennen, während mir der Gott des Alten Testaments grausam und gewalttätig erscheint.“

So liebe und verehere ich alle Mitmenschen, in deren Tun und Wirken er sich offenbart. Über unsern kleinen Stern hinaus vermögen unsere schwachen Augen nicht vorzudringen, geschweige denn das unendliche All zu erfassen. Was hilft es, sich mit dem Unbegreiflichen abzuquälen? Schaffe ein jeder, daß es in seiner Nähe sonnig werde.“

Wir waren, durch die Wahrnehmung Margrets veranlaßt, aus der Heiterkeit in den Ernst verfallen und plauderten nun in diesem Stile weiter, als Sophie, plötzlich ermüdend, einschlief und bis Königsberg nicht erwachte. Hier be suchten wir auf einen Augenblick die Schwagersleute, während die Pferde gewechselt wurden. Unsere Margret fühlte sich anscheinend fremd unter den ihrigen und eng in der Stube, und wir bekamen die Überzeugung, daß sie, wenn auch nicht unser Fleisch und Blut, nun wirklich unser Kind geworden, und freuten uns über ihre tiefe Anhänglichkeit.

Es gibt eben doch noch innigere Bande als die der Abstammung.

Die guten alten Leute in der Roten Mühle waren gestorben, die Töchter nach auswärts verheiratet und das schöne Gut in neue Hände übergegangen. So hatten wir dort weder etwas zu holen noch abzulassen; aber wir frischten in Gedanken an Sophies einstige Beschützer liebe Erinnerungen auf und gelangten so, in bester

Stimmung bergan fahrend, noch bei Tageshelle auf dem Schloß des Grafen an.

Er empfing uns auf die liebenswürdigste Weise, erklärte gleich, er hätte Raum für mehr als drei Gäste und die Vorratskammern seien für längere Zeit gefüllt. Die Kinder wohnten wohl verheiratet in der Nähe Wiens, also ziemlich weit weg, und so schätzte er sich glücklich, an ihrer statt uns zu hegen und zu pflegen.

„Wir sind nun alle drei ins Vernunftalter eingetreten“, lächelte er und begleitete uns zum Imbiß hinauf ins Erkerzimmer, wo die Tafel gedeckt war. Nachdem wir einen Blick ins schöne Frühlingsland hinausgeworfen, begaben wir uns zu Tische, wo Erfrischungen aller Art auf die Hungrigen und Dürstenden warteten, die seit Mittag nichts genossen hatten. Nun fand Sophie, die sehr ermüdet gewesen, ihre Munterkeit wieder und sagte zum Grafen: „Wissen's, Herr Graf, das hätt' ich nimmer geglaubt, daß man mit dem gleichen Fuhrwerk in den Himmel und in die Hölle fahren kann.“

„Doch“, lachte er, „wenn Himmel und Hölle am selben Ort sind, wie's denn meistens der Fall ist.“

„Der Herr Graf meint,“ erörterte ich, mich an Margret wendend, der diese Reden etwas rätselhaft vorkamen, „die Menschen schaffen sich diese Ortlichkeiten urältesten Ursprungs gemäß ihrer Natur und Neigung immer wieder selber, und der eine bereitet sie dem andern durch Haß oder Liebe. So wird es wohl sein und bleiben. Herr Graf, wir wollen den Himmel, den Sie uns bereiten, durch artiges Benehmen zu verdienen suchen, damit wir ihn nicht mit Schimpf und Schande verlassen müssen.“

„Geschenkt, scheint er allerdings keinen Wert zu haben,“ lächelte der Graf zu meiner Liebsten hinüber, die errötend nickte.

Wir fühlten uns innerlich versöhnt und wußten uns von Stund an einem liebenswürdigen Menschen gegenüber, der sich einmal, wie es zur Zeit bei den Hochgestellten der Erde üblich war, einen Eingriff in unser persönliches Recht erlaubt hatte, aber zur Sühne bereit war. So beschwiegen wir denn das peinliche Vorkommnis, den Laten das Wort überlassend. Dies war sicherlich auch die Meinung des Grafen, der mit Recht aus unserer fröhlichen Stimmung schloß, daß wir nicht gekommen seien, feurige Kohlen auf seinem Haupte zu sammeln.

So sprang er, eh' wir uns dessen versahen, mit zierlichem Schwung auf einen andern Ge-

sprächsgegenstand über, indem er fragte: „Und wissen Sie etwas Neues von unserm Goethe?“

Nichts hätte mir angenehmer sein können als diese Aufforderung, von unserer gemeinsamen Bekanntschaft zu reden. So erzählte ich ihm einiges von dem, was mir Magistrat Grüner aus Goethes letztem September-Aufenthalt berichtet hatte und wovon ich annahm, daß es den Grafen anmuten würde. Grüner holte seinen hohen Freund in der „Goldenen Sonne“ ab, um mit ihm dem Schulaft der Prämienverteilung beizuwohnen. Goethe entschuldigte sich, daß er den Leopoldsorden, den er zu dieser Feierlichkeit mitzunehmen hatte, zuhause gelassen, da er gewöhnlich keinen Orden trage. Nachdem sie im Saale des großen, aber recht winzigen Schulgebäudes den von einem Rhetor vortragenen Prolog angehört hatten, richtete der Prorektor des Gymnasiums an Goethe die Bitte, die erste Prämie einem der Abiturienten zu verleihen, weil dies auf den vorzüglichen Schüler einen bleibenden, ihn im Guten festhaltenden Eindruck machen werde. Goethe nahm das Amt mit Vergnügen an, sagte dem Schüler bei Überreichung der Prämie aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu sich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im Fleiß und in den guten Sitten, schrieb seinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zu Erinnerung ein Goldstück und entließ ihn mit den freundlichsten Worten, indem er ihm verhielt, daß es ihm angenehm sein würde, wenn er ihm sonst in seiner Laufbahn förderlich werden könnte, und daß er sich an ihn wenden möchte.*)

Grüner erzählte seinem Freunde, wie von den Egerer Bürgern und Klöstern seit Jahrzehnten viele arme Schüler unterhalten würden und gar mancher derselben nachher zu hohen Ehrenstellen gelangt sei.

„Die Egerer sollen deswegen gelobt werden“, sagte Goethe, nahm ein für die Erteilung des Unterrichts in den Gymnasien vorgeschriebenes Lehrbuch der Geschichte zur Hand, blätterte es durch und äußerte: „Nun sehen Sie, wie klug das Geschichtsbuch für die Jugend eingerichtet ist. Die Randbemerkungen sind gut, und die Anwendung der aus der Geschichte hervorgehobenen Tatsachen zur Belehrung der Jugend ist zweckmäßig; es ist nichts dagegen zu sagen.“ Dann ging er die deutsche Chrestomathie durch.

*) Dieser Abiturient hieß Georg Schmied, war der Sohn eines armen Tagelöhners, erhielt sich durch Erteilung von Privatstunden und wurde später in Wien ein gesuchter Arzt.

Da sein Name nur selten darin vorkam, war Grüner begierig, ob nicht in seinen Mienen einiger Unmut zu lesen sein werde. Goethe aber legte das Buch ganz unbefangen weg und sagte nach einer Pause: „Als Muster für die Jugend bin ich weniger als Gellert, Lichtwer oder Hagedorn zu gebrauchen.“

„Ja“, fiel der Graf ein „solange die Schulmeister zwischen Versmacherei und Dichtung nicht zu unterscheiden wissen, wird er Recht behalten. Aber die Zeiten ändern sich.“ Und er erzählte mir, wie die Wiener Jugend sich für Goeth, Iphigenie, Tasso und Faust begeistern lasse. Goethes Poesie vermöge den Menschen zu befreien, zu erlösen, während das Vereinsel der genannten Zeitgenossen nur den Verstand beschäftige.

Wir sprachen bis in die Nacht hinein von den unsterblichen Werken des größten deutschen Dichters, wobei der Graf gelinde erstaunt war, daß auch Sophie und Margret an der Unterhaltung verständnisvollen Anteil nahmen.

Dann begaben wir uns zu Bette und schliefen gräfllich.

Die Tage verliefen nur allzusehnell. Sophie ließ sich pflegen und hätscheln, wie es der Graf der Dienerschaft befohlen hatte; Margret tat sich helfend in der Küche, in Hof und Garten um, während ich mit meinem Gastgeber die Bewirtschaftung der umfangreichen Güter in Augenschein nahm und in der herrlichen Waldbluft meine Nerven stärkte. Wir hatten keinen Wunsch, nach Karlsbad und in die Talgegend Ausfahrten zu machen, so oft uns auch der Graf seine Karosse zur Verfügung stellte.

Margret, die sich überall umsah und umtat, bereitete ihm durch ihre drolligen Bemerkungen, die sie schauspielerisch aufzuputzen verstand, manchen Spaß. „Herr Graf“, bemerkte sie etwa beim Essen, „heut' hatt' ich einen rührenden Eindruck.“

„Wo, wieso?“ wunderte der Gastgeber.

„Ei!“, lautete die Antwort, „in der Küche, als die Köchin den Kartoffelbrei umrührte,“ und wir lachten eins.

Ein anderes Mal hieß es: „Drunten im Hof steht ein sauberer Kerl, Herr Graf.“

„Wer ist's?“

„Der Gockel, der den Kamm stets bei sich hat.“

Oder sie stellte Rätselfragen wie die: „Wer ist über die Erde erhaben?“

Sie löste sie, als niemand antworten wollte, so: „Der Dieb, wenn er am Galgen hängt.“

„Schweinisch geht's heute zu, sagte der Herr Gutsverwalter!“ meldete sie mit gut gespielter Eitel.

„Was ist denn passiert, Fräulein Margret?“

„Nun, er hat eben ein Schwein geschlachtet.“

Wir fragten erstaunt, wo Margret diese Finten und Kniffe aufgegriffen hätte, worauf sie antwortete, sie habe sie im Gärtchen des Gutsverwalters gepflückt, da blühten sie in üppiger Fülle.

„Wieso denn?“ lautete die Frage des Grafen.

„So etwa verkehren Vater und Tochter miteinander: Weiß der Vater in einer Angelegenheit nicht gleich sich zu helfen, dann sagt er: „Kommt Zeit, kommt Rat!“

„Aber nicht Hochzeit und nicht Heirat!“ ergänzte ihn spaßleidend die Tochter.

„Fräulein Margret, so kenne ich die beiden nicht!“

„Natürlich, vor dem Herrn Grafen gilt's immer Ernst,“ lachte Margret und wir alle mit.

Des Grafen Gemüt hellte sich immer mehr auf, und so stellte er an Sophie lächelnd die Rätselfrage: „Was einem die Frauen nicht nachfühlen können?“

Sophie schüttelte ihren Lockenkopf.

„Daß man sich den ganzen Tag geniert, wenn man nicht rasiert ist“, lautete die Antwort des Grafen.

„Oh!“ rief Sophie „das kann ich, und zwar sehr lebhaft, nachfühlen, Herr Graf!“

„Damit“, rief dieser „verraten Sie ein zartes Geheimnis Frau Fuß.“ Und wir stimmten, die errötende Sophie eingeschlossen, ein fröhliches Gelächter an, das den Grafen zu Tränen rührte, als ich ihm schilderte, wie Sophie in der Tat in aller Morgenfrühe ihr Schnurrbärtchen wegflaume.

An unserer Tochter fand der Graf solches Gefallen, daß er Sophie den Vorschlag machte, sie als Gesellschafterin zurückzulassen, da er sich an ihrem frohmütigen Wesen verjüngen könnte. Allein weder Margret noch wir beide konnten ihm den Wunsch erfüllen, was er im Hinblick auf unsere alten Tage begreiflich fand. Margret erklärte ihm frank: „Herr Graf, ich habe von meinen Adoptiveltern soviel Liebe und Güte erfahren, daß es mir ein Bedürfnis ist, ihnen das Dasein zu erleichtern und den Lebensabend so heiter zu machen, wie es mir möglich ist.“

Der Graf nickte bedeutungsvoll zustimmend.

Welche Wunder die Natur zu vollbringen vermag, wenn sie sich selbst überlassen wird, er-

sah ich an der Wiederbelebung und Kräftigung Sophies, die ihre frühere Gesundheit in vierzehn Tagen sorgloser Ruhe und Fröhlichkeit wieder fand und sich auch alsbald nach ihrer häuslichen Beschäftigung zurückkehrte. Diese Wahrnehmung bestimmte den Grafen, mit uns am Abend vor unserer Abreise über jene Dinge zu beraten, welche mich am nächsten angingen.

„Wissen Sie, Herr Fuß,“ sagte er, sich an mich wendend, „daß ich Sie bewundere, wie Sie als gebildeter Mann sich mit ihren alten Münzen und Steinen dafür zu trösten vermögen, daß die Menschen in Ihrer Umgebung Sie nicht als Ihresgleichen achten.“

„D“, sprach ich, „ich habe nun darauf verzichten gelernt, es der Menge recht machen zu wollen, und lasse es mir behagen, den wenigen Besten zu genügen, mein Gewissen zu befriedigen, und meine Seele durch edle Liebhabereien zu bilden und zu verschönern. . . . Und dann, Herr Graf“, sagte ich, und es kam eine Rührung über mich, „stehen mir zwei treue Lebensgefährten zur Seite, von denen schon einer genügt, dem Hohn einer Welt zu trotzen.“ Ich mußte Sophie und Margret an mich ziehen.

Der Graf wischte sich etwas aus den Augen und fuhr fort: „Nun aber ist es hohe Zeit, daß man Ihnen das harte Amt abnimmt. Sie haben noch gute Tage vor sich, die edleren Zwecken gewidmet sein sollen. Ich brauche nur Ihre Einwilligung, um mich mit Magistratsrat Grüner in Verbindung zu setzen. Eine Sinecure soll sich für Sie aufstellen, damit Sie Ihre Kraft und Ihre außergewöhnlichen Kenntnisse in den Dienst einer schönen Sache stellen können, die Ihnen am Herzen liegt.“

Ich ergriff, von Dankbarkeitsgefühlen erschüttert, die Hand des Mannes, den ich einst hätte züchtigen mögen, und verneigte mich vor ihm: „D, Sie kennen Herr Graf, meinen Lebenswunsch. Wie kann ich Ihnen für Ihre Güte danken?“

„Dank bin ich Ihnen schuldig, Ihnen beiden“, beteuerte der Graf; „denn Ihre Mäßigung hat mich zur Selbstüberwindung geführt und mir gezeigt, daß in ihr allein der Mensch sich zu vollenden mag.“

Er schüttelte mir die Hand. Da nahm die kluge Sophie die letzte Gelegenheit wahr, um dem Grafen meine neueste Bedrängnis nahezulegen. „Dies ist der allerschlimmste Fall, der meinen Mann beschäftigt und ihn in seinen Träumen quält,“ fügte sie hinzu, und ich erklärte ihm,

daß wir alle, mit einem von den Stadtärzten, der festen Überzeugung lebten, die heilige Justiz sei hier im Begriffe, eine Unzurechnungsfähige mit dem Tode zu bestrafen und damit selber einen Mord zu begehen. Ich schilderte ihm, ohne das Geringste zu verschweigen, wie wir alle der bedauernswerten Mecthild menschlich nahe getreten, ich aber, der Zauberer, nun allem Anschein nach außerfohren sei, die hinzurichten, die mich in ihr Herz geschlossen hatte und durch ihre Leidenschaft dem Wahnsinn verfallen war.

Der Graf entsetzte sich: „Sollte dies möglich sein? Unter uns, den Nachkommen der Aufklärer? Und vor zweihundert Jahren schon hat Friedrich von Spee die „Strafrechtliche Warnung“ an die Richter Deutschlands geschrieben und die wahnwitzigen Hexenprozesse verurteilt! Von 200 Hexen, denen der gemüt- und geistvolle Jesuit die Beichte abgenommen, war nicht eine einzige schuldig gewesen. Ach, wir haben die freigeistigen Traditionen unseres Herrscherhauses verloren. . . . Es muß wieder anders kommen!“

Der Graf erhob sich vom Sessel, tat bewegt einige Schritte im Zimmer auf und nieder, kehrte zurück und erklärte entschlossen: „Ich werde bei der Wiener Hofburg anklopfen und in Eger vorsprechen und verlasse mich dabei auf unsern guten Kaiser Franz. Ein schlechtes Beispiel würde genügen, um alte Mißbräuche wieder aufleben zu lassen. Auch die Justiz hat ihre Mode, und Altes wird wieder neu. Gräber öffnen sich und Mumien wollen den Lebenden gebieten. . . . Womit ich den Reaktionen nicht alles Recht absprechen möchte.“ Er hatte sichtlich das Gefühl, aus Empörung den Mund etwas voll genommen zu haben, und ich verstand ihn.

Er ließ uns allein, um noch einige Briefe zu schreiben. Bei der Abendandacht sahen wir uns in der Kapelle wieder. Ich hatte gerade ein Gemälde vom heiligen Sebastian vor mir, über dem im Halbdämmer des Ewigen Lichts die Taube der Unschuld schwebte, und erinnerte mich der bitteren Pfeile des Geschicks, die mein dulndes Herz während eines langen Lebens getroffen. Das Bild der weißen Taube umschwebte meinen Geist und verlieh ihm eine wohlige Ruhe. Es sagte mir, daß der Genius der Menschheit der Märtyrer bedürfe, um stark und am Leben zu bleiben. Aber, überlegte ich, durfte der Märtyrer nicht auch kräftig handeln und im Kampfe fallen? Zur Wahrheit sich bekennen, statt zu schweigen und für sie einzustehen, um

erst, gefesselt und waffenlos gemacht, die Marter über sich ergehen zu lassen?

Sollte ich nicht mutig meine Existenz preisgeben, um der schönen Sache der Menschlichkeit zum Siege zu verhelfen? War ihr damit gedient, daß ich mich der unmenschlichen Handlung im Auftrag der blinden Gerechtigkeit, mit demüthiger Lammsgeduld unterzog?

Das Abendessen war feierlich wie bei einem wehmüthigen Abschied von Menschen, die einander herzlich verstehen und dienen wollen. Der Graf überreichte mir zum Schlusse einige Briefe, die ich am folgenden Morgen in Eger zur Post geben sollte, damit sie rasch befördert würden. Dann nahm er, da wir in der Frühe verreisen wollten, von uns Abschied, mit der freundlichen Aufforderung bald wiederzukommen. Die Frauen weinten Tränen des Dankes und wir alle küßten ihm die Hand. Ich fühlte, daß ich einen neuen Helfer gewonnen hatte.

So fiel denn der Nachtschlaf tief und ruhig aus, und bei Sonnenaufgang erwachte ich aus einem beglückenden Traum:

Ich traf alle Zurüstungen zur Hinrichtung Mechtilds. Die Herren vom Schöffengericht umstanden mich und sahen mir mit strengen Blicken erwartungsvoll zu. Sonst waren keine Zuschauer da. Ich suchte mühsam nach dem Richtschwert, fand es aber nicht. Endlich wurde mir ein Beil zugetragen, und ich holte ohnmächtig zum Streiche auf den Hals des einst von mir gerne gelittenen, dann beschützten Frauenwesens aus, das vor mir kniete. Da entglitt das Mordwerkzeug meinen Händen, und Mechtild flog als weiße Taube aufwärts und verschwand zum Erstaunen aller in den Wolken.

Ob schon wir nicht an solche Wunder glaubten, waren wir auf der Heimreise, an diesem Traum herumdeutend, doch guter Erwartung und hofften auf ein Eingreifen von dieser oder jener Seite, das mich der entsetzlichen Handlung enthob.

Dem Grafen hinterließ ich zum Andenken an unsern Aufenthalt und als gemüthlichen Abglanz der köstlichen, in seinem Schutze verbrachten Tage einige Strophen über „Die Zufriedenheit“, die ich während eines Morgenspaziergangs, die Summe aus einem Überblick über mein Leben ziehend, verfaßt und auf einer Ruhebank niedergeschrieben hatte:

Ich folge dem Schicksal und lebe zufrieden,
es sei mir nun Freud oder Leid beschieden.
Dem Feld ist bald Regen, bald Sonnenschein gut;

Dies sag ich mir täglich und mache mir Mut.
Wenn Loren mit steten, vergeblichen Zähren
den Himmel erzürnen, ihr Elend vermehren,
so trägt es die Weihe geduldig und spricht:
Dies Leben ist Prüfung, ich kümmer' mich nicht.

Der Schimmer des Goldes mag and're beglücken,
ich wünsche nicht Schätze; sie würden mich drücken.
Klein ist meine Wohnung, nicht glänzend und
bunt;

doch bin ich zufrieden, ich bin ja gesund.
Hier leb ich dem forschenden Tadler verborgen,
im stärkenden Schläfe erwart' ich den Morgen,
dann seh' ich der Sonne neu scheinendes Licht
und fühle mich heiter und kümmer' mich nicht.

Last Segel und Räder, von Süden und Westen,
herfliehen, den lüfternen Reichen zu mästen —
ich brauche nur Freude, kein köstliches Mahl,
nicht Fackeln und Länze im marmornen Saal.
Am Arm eines Freundes, bei schattigen Binden,
das Glück wahrer Freundschaft und Liebe zu
finden,

ersetzt mir dies alles; und was mir gebricht,
das kann ich entbehren und kümmer' mich nicht.

Nie haß ich die Menschen, wir alle sind Brüder,
ich liebe die Edlen, die fromm sind und bieder.
Den Loren beklag ich, verhöhnt er mich gleich,
und willig, ihr Bösen, vergeb ich auch euch.
Doch sollt ich als Sklave mich büßen und
schmiegen?

Mit schmeichelnden Blicken und Reden belügen?
Frei denken, ist edel, wahr sprechen, ist Pflicht;
drum red' ich die Wahrheit und fürchte mich
nicht.

So walt' ich gelassen dem Grabe entgegen,
mit ruhigem Herzen auf blumigen Wegen,
und will mich stets dankbar des Lebens erfreu'n.
Ich wurde geschaffen, um glücklich zu sein!
Ich seh' ja oft unter den wandelnden Füßen
manch sanftes und liebliches Blümchen ent-
sprießen,
und wenn auch am Ende mein Wanderstab
bricht:

So trau' ich der Gottheit und fürchte mich nicht.

Ich hat ihn schriftlich, die Strophen nicht
etwa Goethe zu zeigen, der genug solcher Sachen,
wie die Gedichte Firnsteins, zu prüfen bekam,
sich der Mittelmäßigkeit erbarmte und viel kostbare Zeit damit verlor. Ich sei kein Hebel und dichte nur für den Hausgebrauch. Wohl aber lebte in mir die Empfindung, als hätte ich mit diesen Versen, die dem Glücksgefühl des Augen-

blicks entsprangen, die Lebensauffassung meiner Zukunft, wie es nicht selten bei wirklichen Dichtern zutrifft, ahnungsweise vorweggenommen.

XIV.

Der Graf dankte mir in einem Schreiben für die Erinnerungsverse und freute sich über die Mannhaftigkeit in der Entsagung sowie das Verstehen und Verzeihen, das in meinen Gedankengängen zum Ausdruck komme. Es sei bezeichnend für die österreichische Denkweise und Lebensauffassung; wir Österreicher begingen Dummheiten und Thorheiten wie alle andern Völker; aber wir seien bereit, sie zu sühnen oder gutzumachen. „Es blühe und gedeihe die Gemütlichkeit der Österreicher, die lebt und leben läßt!“ lautete der Schluß.

Diese vielgerühmte Tugend bekam ich in den nächsten Tagen zu fühlen. Das Schöffengericht versammelte sich zur letzten Sitzung im Stadthaus. Auf dem Marktplatz fand sich viel Volk ein, um das Urteil über Mechthild entgegenzunehmen und die Botschaft brühwarm ins Land hinauszutragen. Sophie und Margret taten ihrer Neugierde ebenfalls Genüge, allerdings in der Voraussetzung, daß mein Schicksal mit demjenigen Mechthilds verknüpft sei und von diesem Spruch abhängen.

„Sie ist wegen versuchten Giftmordes zum Tod durch das Schwert verurteilt! Übermorgen soll die Hinrichtung sein!“ lauteten ihre jammernden Ausrufungen, als sie heimkamen.

Obgleich ich bei der bestehenden Zusammenfassung des Schöffengerichts kein anderes Urteil erwartet hatte, versetzte mich die Tatsache sofort in große Erregung. Es riß mich empor aus dem Sessel, in welchem ich saß, und zwang mich, die Stube auf und abzuschreiten, daß die Gläser klirrten. Sophie sah mir eine geraume Weile zu. Sie mochte sich über den Eindruck ängstigen, den die Botschaft auf mich machte, weil sie wohl wußte, daß ich im stillen immer noch auf eine günstige Wendung gehofft, da mir drei Nothelfer zur Seite standen.

Eine Stunde später überbrachte mir der Weibel den schriftlichen Befehl zur Hinrichtung, und ich erfuhr von ihm, daß Mechthilds Anwalt die Forderung durchgesetzt habe, die Hinrichtung sei durch mich persönlich, nicht etwa durch einen Ersatzmann, zu vollziehen.

Damit wurde meiner Hoffnung ein zweites Hintertürrchen verriegelt. Wiederholt waren Scharfrichter gegenüber verurteilten Verwand-

ten entpflichtet worden, und ich gedachte im Notfalle von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. Nun aber wollte, wie es schien, nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch deren Anwalt ein Opfer haben.

Es wurde mir plötzlich zu eng in meinen Stuben und trieb mich ins Freie. Sophie sah, wie die Wogen meiner Erregung immer höher trieben, und bot mir ihre Begleitung an; ich schlug sie aus, da ich meine Lage und mein Verhalten ganz unbeeinflusst von Menschen, ausschließlich mit dem Gott meiner Seele beraten wollte.

Zunächst begab ich mich auf die Kaiserburg, wo ich unter den Bäumen des Vorhofs Luft schöpfte und mein Herz beruhigte. Dann kam ich auf Umwegen, über den Rosenbühl, die Längegasse und die Schlickgasse zum Marktplatz und stand plötzlich, ich wußte nicht wie, vor dem Grünerischen Hause und schlug mit dem Türklopfer an. Ich wurde eingelassen und auf die Empfangsstube des Herrn Polizeirats geführt, der mich mit teilnehmendem Ernst anhörte. Er wußte um alles, hatte auch Einsicht in die Akten genommen und war zur Überzeugung gelangt, daß ein in hohem Maße rückständiges, mittelalterliches Urteil gefällt worden sei. Auch die gegen meine Person gerichtete Spitze war ihm nicht entgangen.

„Was kann ich dagegen tun?“ fragte ich verlegen.

„Den Dingen den Lauf lassen; Ihre grausame geschriebene Pflicht erfüllen,“ sagte er hilflos.

„Gibt es nicht eine höhere ungeschriebene Pflicht?“

„Die gibt es zweifellos in diesem Falle, Herr Huß! . . . Aber bedenken Sie, daß Sie bereits gesiegt haben, indem auf Verwendung des Grafen von G. der Prozeß gegen Sie selber niedergeschlagen wurde.“

Ich überhörte den letzten Teil seiner Rede, als wäre es etwas für mich Selbstverständliches, und klammerte mich an den ersten:

„Sie haben einen Anker ausgeworfen, an dem ich im kommenden Sturm mein Schifflein festbinden werde,“ bekannte ich.

„Gott helfe Ihnen!“ sagte Herr Grüner zum Abschied und drückte mir innig die Hand.

Als ich nach Hause ging, geschah es sichern Schrittes, ich wußte mich auf dem rechten Wege, indem ich meiner innern Stimme gehorchen wollte. Ihr Ruf hatte bereits ein Echo in der

Seele des edelsten Mannes von Eger geweckt; aber er sumnte nach in meinem Kopf und zwang mich, auf ihn zu hordhen und selbst die Zwischenfragen meiner lieben Gattin abzulehnen. Ich wollte mich nicht verwirren lassen, ging früh zu Bette und tat einen erquickenden Schlaf.

Unruhe kam erst wieder über mich, als Sophie am folgenden Morgen meine Amtsfleidung aus dem Schranke nahm, sie reinigte und ausbügelte und zwischen hinein von dem, was mir bevorstand, zu reden anfang. Gleichgültigen Sinnes machte ich mein Werkzeug blank, als hätte ich Holz damit zu spalten, und den Henkermantel hängte ich am Türhafen auf, als wäre er Luft für mich und fortan nicht mehr das Symbol meiner Tätigkeit, die ich im Kern meines Wesens verfluchte.

Plötzlich, wie wenn der Augenblick der Hinrichtung sie gegenwärtig bedrängte, stöhnte Sophie auf: „Die arme Wechthild!“ Da packte es mich und ich schrie: „Ja, und der arme Fuß!“

Sophie ließ sich in einen Sessel fallen und jammerte: „Es ist fürchterlich, ja, auch für dich! Ich begreife es; aber was bleibt dir übrig, als deine Pflicht zu tun?“

„Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ erklärte ich bestimmt. Sophie machte große Augen und warf mir forschende und tadelnde Blicke zu:

„Die Obrigkeit ist doch von Gott eingesetzt!“

„Menschenwerk und Menschenwille! Kann uns diese hinkende Gerechtigkeit, wie sie die Gerichte der Menschen darstellen, Gott ersetzen?“

„Gerichte müssen doch sein!“

„Freilich; aber um menschlich zu urteilen. Das tat unser Gericht keineswegs, als es eine unzurechnungsfähige Kranke, eine Irzinnige, dem Henkerschwert auslieferte. Unschädlich machen soll man sie. In eine Bewahrungsanstalt gehört sie, nicht auf das Schafott.“

„Wer sagt dir das?“ rief Sophie geängstigt.

„Gott!“ antwortete ich, „der in meiner Seele und meinem Gewissen lebt wie in dem deinen. Ist es nicht so?“

Sie verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht und weinte, so daß ich glaubte, ihr Widerstand sei überwunden. Aber alsbald bekämpfte sie ihr besseres Gefühl und entgegnete:

„Nicht du hast die Verantwortung zu tragen, sondern diejenigen, die dir befehlen. Dir bleibt nichts übrig, als, ohne zu wanken und zu zaudern, den Befehl auszuführen wie bislang.“

„Nicht wie bislang, Sophie! Bis heute hab' ich meinen Abscheu gegen die Hinrichtungen überwunden; diesmal soll ich mein Gewissen umbringen!“ Ich stand vor einem Zerwürfniß mit meiner lieben Gattin wie nie zuvor. Sie befürchtete mit Recht, daß ich vor einer Amtspflichtverletzung stehe, selber gerichtlich bestraft und um meine Stellung wie meine Ehre gebracht werden könne. Ich war es ihr wie mir schuldig, meine Anschauung kundzugeben, wenn ich von ihr verstanden werden und in frommer Einigkeit mit ihr weiter leben wollte.

So sprach ich denn auf sie ein: „Denk an die heiligen und unheiligen Märtyrer! Standen sie nicht alle auf gegen eine Welt von Vorurteilen? Litten sie nicht den Tod für ihre Überzeugung? Ist nicht jede Befreiung, jede Erlösung, jeder wahre menschliche Fortschritt unter Selbstaufopferung ihrer Verkünder und Träger erkämpft worden? Ist nicht Jesus das ergreifendste Beispiel, das du verehrst? So muß jeder an seinem Posten und an seinem Teil sich opfern.“

Da unterbrach sie mich erregt:

„Was willst du denn tun?“

„Wenn's sein muß, meine Anstellung, mein Leben opfern für eine große Angelegenheit. Und damit mache ich gut, was ich gefehlt. Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit,“ sagt unser Goethe.

Da kniete Sophie vor mir nieder und ergriff meine Hände: „Und meine Liebe und Treue sind dir nichts mehr, Karl? Willst du mich verlassen?“

„Wirfst du mich nicht verachten, wenn ich meine Überzeugung preisgebe und mich hinter meinen Gehorsam vertriebe wie ein Knecht? . . . Sophie, du hast in mir den Mann geliebt, der ertrug, was zu ertragen war. Das Unerträgliche werfe ich ab, weil es unmenschlich ist. Soll das nicht auch mannhaft sein?“

Jetzt schluchzte sie auf: „Doch, mein Liebster, mein Bester! Aber was wird aus uns allen, wenn du dich auflehnst? Denk an unsre alten Tage! Soll ich darben und dich im Gefängnis beweinen? Soll das der Schluß und Erfolg unsrer Liebe und unsrer Entbehrungen sein?“

Nun lag sie mir am Herzen und ich fühlte, wie mein Wille an ihrer Hingebung zerschmolz. Dann raffte ich mich wieder auf, als ich merkte, wie sie sich als Siegerin fühlte, und rief: „Gott soll mir zum Besten helfen!“

Und sie darauf: „So geh den Weg, den dein Gott dir weist.“

Ich warf mich ins Ausgangsgewand, reichte Sophie zum Abschied die Hand, ohne ein Wort zu finden, und ging in die naheliegende Dominikanerkirche, wo ich mich in einer Seitenkapelle ganz einsam dem Gebet hingab. Dann legte ich im stillen den Spruch, den ich gefällt, und den Einspruch Sophies dem heiligen Nepomuk vor, der im Bildnis über dem Altar hing, und rief ihn an, indem ich ihn durch innige Versenkung in sein Schicksal in meinem Geist zum Leben erweckte. Er war Gott verantwortlich gewesen, wie ich, hatte den Gehalt der Beichte der Königin Johanna dem König Wenzel standhaft verschwiegen und war zur Strafe dafür in die Moldau gestürzt worden.

Wiederum fühlte ich tief, daß diese vom Volk geringschätzig „Selgen“ gescholtenen Bilder dem Menschen mehr sein können als bloße Gemälde, indem die Heiligen eine große Gesinnung, wenn nicht eine Weltanschauung verkörpern, ohne welche der Mensch nicht über den Tierzustand hinauskommt.

Darum kann niemals ein Scharfrichter heilig gesprochen werden, weil er die Grausamkeit verkörpert; und darum fliehen die Menschen mit Recht sogar seinen Schatten.

Der Anblick des Heiligen, mein stiller Verkehr mit ihm und die Empörung gegen mein Loos gaben mir neue Stärke. Ich war entschlossen, in der Erfüllung meiner Pflicht bis ans Äußerste meiner Kraft zu gehen und im übrigen das Eingreifen Gottes abzuwarten, dessen Sache es sein muß, das auf sich zu nehmen, was über unsre Kraft geht. Ich ahnte damals nicht, daß Natur und Gott eins sein können; oder vielleicht ahnte ich es und wußte es nicht, daß Gott in uns selber reift und zwar in unserm Willen zum Guten, zur wahren Menschlichkeit.

In feierlichem Ernst, wie in Erwartung eines großen Ereignisses, genossen wir unser Mittagsmahl, und den ganzen Nachmittag, bis in die Nacht hinein, widmete ich stillen Betrachtungen, da mir in dieser Stimmung alle Beschäftigung kleinlich und gering vorkam. Die Folge war, daß meine Gedanken sich nicht zur Ruhe legten, ihr Widerstreit im Laufe der Nacht immer heftiger wurde und ich mit glühendem Kopfe schlaflos dalag. Erst am Morgen übermannte mich der Schummer, und Sophie mußte mich wecken, als es Zeit war, den letzten Gang mit Mechthild zu tun.

Der Geistliche hatte bereits im Gefängnis seines Amtes gewaltet, ohne irgend eine Wirkung zu erzielen. Mechthild verhielt sich teilnahmslos und ließ ihn ohne Antwort. Starr wie eine Bildsäule saß sie auf ihrer Britzche, und die Gnadenspeise lag unberührt. Als ich mit meinen Knechten erschien, um sie abzuholen, fuhr mit einem Schlag Leben in ihre Gestalt, und ihre Augen warfen Funken freudiger Erinnerung.

Willig ließ sie sich im schwarzen Büßergewand hinausführen und auf den Karren des Abdeckers verladen, vor dem die Stadtwache sich aufstellte, während ich mit meinen Knechten die Nachhut bildete. Als das Armsjünderglöcklein ertönte, rief sie jubelnd: „Suchhe, juchhe! Mir tut's nicht weh!“

Aus mehreren Häusern fielen in der Langengasse Blumen auf die Verurteilte herab. Sie griff einige auf und warf sie, rückwärts sich wendend, mir zu und den Richtern und Vertretern des Alerus, die uns folgten. Das Volk, das stundenweit hergekommen war, drängte nach oder stellte sich zu beiden Seiten der Straße auf, damit ihm von dem außergewöhnlichen Schauspiel ja nichts entginge. Bei der Armensünderkapelle hielt der Zug an, wo vor dem Madonnenbilde nochmals ein Geistlicher den Versuch machte, die Neue Mechthilds zu erwecken. Er versing jedoch nicht, worauf Gottes Barmherzigkeit unter dem Mitmurmeln der Menge auf sie herabgefleht wurde.

Draußen auf dem Gregoriplatz angekommen, bildete ein Fähnlein Soldaten einen Ring, in dessen Innerm wir mit den Richtern und Geistlichen Stellung nahmen, während die neugierige Menge sich außerhalb desselben auf dem ansteigenden Gelände anschloß.

Totenstille lag um uns her, als ich mit Mechthild das Blutgerüst bestieg; nur eine Amsel sang von einem Apfelbaum herab ihr seelenvolles Lied, daß alles aufhorchte. Aber für mich galt es stark zu bleiben und mich auf den Schwertstreich zu rüsten, mit dem ich „rasch abzusetzen hatte“, wie unsre Berufssprache das kunstfertige Nichten umschrieb.

Wie manchmal war mir das schon gelungen! Wie oft hatte ich, ohne ein Kraftelixir zu benötigen, gerichtet und mit dem blutrauchenden Schwerte vom Schafott herunter die Vertreter der Justiz begrüßt und an sie die Frage gestellt: „Habe ich recht gerichtet?“ Ebenso oft hatte der Oberrichter mir darauf geantwortet: „Du hast

gerichtet, wie Urteil und Recht gegeben und wie der arme Sünder es verschuldet hat"; worauf ich mit dem überlieferten Lobspruch schloß: „Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt.“

Dieser Dank war redlich; denn ich hatte einmal mit eigenen Augen gesehen, wie die zuschauende Menge, als der Scharfrichter zweimal fehlschlug, von Wut gegen ihn ergriffen, ihn vogelfrei erklärte und ihn in Stücke gerissen haben würde, wenn ihn nicht die militärische Schutzbedeckung ihrer Rachsucht entzogen hätte. Und mehrmals stand in den Zeitungen zu lesen, wie bei ähnlichem Anlaß die gereizte Stimmung und der glimmende Haß des Volkes gegen den Scharfrichter angesichts eines unglücklich zerhackten Sünders zu heller Lohe aufschlug.

Dies war die eine Gefahr, der ich mich in den nächsten Augenblicken aussetzen hatte und die um so größer war, als mein Herz so ungestüm schlug, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Doch was war dies alles gegen den Jammer meiner Seele! Mechtild, die mich bis in den Wahnsinn hinein geliebt hatte, töten! Einen geistesranken Menschen, der über seinen Willen alle Herrschaft verloren hatte, nicht zu unterscheiden wußte zwischen Gut und Böse, mit eigener Hand hinrichten! Und die Gerechtigkeit, die mir solches auflud, lobpreisen!

Es war ein neuer Fall; ich fühlte es, wie die letzte Faser meines gequälten Herzens sich sträubte gegen die Zumutung des Schicksals.

Meine Knechte führten Mechtild zur Hinrichtungsstelle. Ich trat zu der armen Verurteilten hin, indem ich sie um Verzeihung bat für das Leid, das ich ihr im Namen der Gerechtigkeit zufügen müsse und das ich mit dem üblichen Spruche zu lindern suchte: „Kurze Not, sanfter Tod, Gnade bei Gott!“

Dabei ging meine Stimme in Scherben. Aber ich hielt an mich, faltete ihr die Hände, und stülpte Rock und Hemd über die Achseln zur Freihaltung des Nackens zurück. Hemmende Schauer der Erinnerung durchfuhren mir das Herz. Diesen feinen Nacken hatte ich einst im Scherz geküßt.

Doch hieß ich sie niederknien. Sie tat es willig und ich nahm ihr zur Seite Stellung und hob das Schwert, um zum Streiche auszuholen.

Da wandte Mechtild sich mir zu und gab mir einen Blick voll wehmütiger Zuversicht, daß meine Hand unsicher wurde und meine Kraft

zu erlahmen begann. Und jetzt wahrhaftig, fing sie mit überirdisch hoher Stimme an zu singen:

Nun mach' ein Ende meiner Not;
süß ist aus deiner Hand der Tod.

Schlag zu, schlag zu!

Ich hielt inne, und viele Frauen schluchzten auf, dieweil sie fortfuhr:

Da es auf Erden nicht kann sein,
geh ich durch dich zum Himmel ein.

Schlag zu, schlag zu!

Dort oben in dem Paradies
wie ist das Wiedersehen süß!

Schlag zu, schlag zu!

Nun war es ein Weinen und klägliches Jammern, das aus der Zuschauermenge aufquoll; aber einer der Richter schrie: „Schlag zu!“ und ich holte nochmals zum Streiche aus. Da überfiel mich ein Zittern. Ich fühlte, daß es über meine Kraft ging. Es wurde mir schwarz vor den Augen. Ich schlug das Schwert besinnungslos in den Boden und brach ohnmächtig zusammen.

Als ich erwachte, war ein Arzt um mich besorgt und gab mir kühles Wasser zu trinken. Ich sah mich nach Mechtild um; sie war weggeschafft worden. Meine Knechte halfen mir auf die Beine, und ich schritt mit ihrer Unterstützung von der Bühne hinunter.

Bereits begann sich die Masse des Volkes nach allen Richtungen zu zerbrechen; aber merkwürdigerweise in stummer Ergebung, obschon ich die Tausende um ein nervenkitzelndes Schauspiel betrogen hatte. Viele mochten sich sagen, aufgehoben sei nicht aufgehoben; andere vertieften sich in den Vorfall und glaubten an ein Gottesurteil. Wohl rief mir der Richter zu, der sich jedenfalls nicht in meine Lage zu versetzen mochte: „Eigensinn — kein Eigengewinn!“, während der Arzt und einige angesehene Leute mich ermunterten und mir die Hand drückten. Herr Polizeirat Grüner kam auf mich zu: „Ich wünsche Ihnen Glück! Menschlichkeit geht über Mannheit. Sehen Sie, wie gelassen die Leute nach Hause finden! Eine neue Welt ist im Anbruch.“

Dies erinnerte mich an die Worte meines hohen Beschützers, der es schon lange vorausgesagt hatte, daß ein neues Geschlecht heraufkomme, und ich wurde wieder munter, obschon ich keineswegs wußte, was mir nun weiterhin bevorstand.

Wie ich von einem meiner Knechte erfuhr,

der mich heimgeleitete, war Mechthild wieder ins Gefängnis zurückgeführt worden und nahm man an, daß ich nach Tagen oder Wochen der Erholung meine Amtshandlung an ihr trotzdem vollziehen müsse. Diese Nachricht ließ mich kalt, war ich doch vorderhand einer schweren Seelengefahr entronnen. Gott und die guten Menschen würden mir weiterhelfen, sagte mir mein Gemüt einstweilen.

Als ich am Arm des Knechts durch die Längengasse zurückwanderte, regnete es Blumen aus Frauenhänden auf mein verfeimtes Haupt herab, so daß mein Schritt wieder fester wurde, wie mein Lebensgefühl erstarkte.

Mit blankem Schwert und reinem Kleid betrat ich diesmal die Schwelle meines Heims. Vier Augen sahen mich erstaunt am Arme meines Knechtes hereintreten; dann erhoben sich die beiden Frauen und umarmten mich schweigend.

Als Sophie erfuhr, was geschehen und nicht geschehen war, sagte sie merkwürdig gelassen: „Alles will sich wenden. Gott will das Gute.“

Und nun hatten wir uns wiedergefunden. Ich stand in neuem Lichte vor ihr und war glücklich, daß sie entgegen ihren früheren Vorurteilen, mein Verhalten billigte, indem sie die Schwere meines Konfliktes begriff.

Sophie hätschelte mich wie ein Wiegenkind und brachte mich auch so lind wie ein solches zu Bett, wo mich nach dem erlebten Schrecknis bald ganz der Schlaf gefangen nahm.

Nach einigen Tagen konnten wir wieder zusammen schäkern und lachen, und wußten wieder einmal, wie wenig Schritte es für den Dichter braucht, um von der Tragödie in die Komödie hineinzugeraten, vorausgesetzt, daß ihm die Natur die versöhnende Gabe des Humors verliehen hat.

Als dann Polizeirat Grüner bei mir sprach und sich nach meinem Zustand erkundigte, wurden andere Töne angeschlagen. Er meldete mir, daß das Schöffengericht in einer Sitzung, worin man die ergebnislose Hinrichtung besprach, beschlossen habe, auf jener Klausel zu bestehen, wonach ich den Kopf Mechthilds abzuweisen habe.

Das dämpfte den jungen Übermut, und Sophie warf sich auf's Klagen: „Das ist eine sinnlose Grausamkeit. Wenn anderswo der Scharfrichter martert, so martert man hier den Scharfrichter. Das dulde ich nicht; es würde meinen Mann töten.“

Ich aber polterte nicht übel heraus: „Ich

habe mich gehorham dem Befehl des Schöffengerichts unterzogen. Für eine Wiederholung bin ich gesonnen, das Gesetz anzurufen, das mich der Hinrichtung von Blutsverwandten enthebt.“

Herr Grüner teilte unsere Ansichten, wie er auch der Meinung war, daß der Fall Mechthilds nicht aufs Schafott gehöre. Schon früher hätte man für solche Verbrecher aus Unschuld das luftdicke Blockhaus gehabt, um sie unschädlich zu machen, und unsre Zeit, die der wahren Menschlichkeit zustrebe, dürfe auf keinen Fall ein Verbrechen wieder mit einem Verbrechen sühnen. Auch er hatte sich bekehrt und sprach mich nun von der erneuerten Verpflichtung frei. Um aber die führenden Starrköpfe des Schöffengerichts, die es auf meine Züchtigung abgesehen hatten, mürbe zu machen, mußte man ohne Verzug eine höhere Amtsstelle bearbeiten und zum Einschreiten veranlassen. Wir wurden einig, daß Goethe und der Graf v. G. ins Vertrauen gezogen und wenn möglich der Wiener Hof um seine mittel- oder unmittelbare Einmischung angegangen werden sollten. In großherziger Weise anerkant mir Herr Grüner seine Hilfe und gab mir den Rat, einstweilen das Haus nicht zu verlassen und für alle Fälle einen mir wohlgesinnten Arzt um Behandlung zu ersuchen.

Dieser stellte fest, daß eine kleine Herzschwäche vorhanden sei, wie daß der Zustand meiner Nerven die seelischen Erschütterungen, welche mein Beruf bei einem gebildeten Menschen verursachen müsse, nicht mehr ertragen.

Nach diesem Spruch wäre ich genötigt gewesen, mein Amt, das mir in den letzten Jahren, mit Ausnahme von Mechthilds Fall, nichts Arges mehr zugemutet hatte, aufzugeben und brotlos zu werden, sofern ich nicht meine Sammlungen unter den Hammer bringen wollte. Doch fiel es mir nicht ein, die Früchte meines Fleißes, die ich während vierzig Jahren gesammelt, dem öden Zufall in den Schoß zu legen. Ich war vielmehr gesonnen, auf meinem Posten auszuharren, bis die Ablösung kam, welche mich einer sichern Unterkunft zuführte.

Nach wenigen Tagen brachte mir Herr Grüner Bericht, wie Goethe, der in diesen Tagen einmal in Eger mit Grüner getafelt und den Baron von Knorring zur Besichtigung meiner Sammlung veranlaßt hatte, sich zu meinem Falle stelle. Der hohe Dichter begriff meine Auflehnung wie meinen Zusammenbruch ohne weiteres, erklärte meine Haltung als Beweis wahrhaft menschlicher Gesinnung und nannte

diejenigen schuldig, welche mich zur Ausübung einer Unmenschlichkeit befohlen hatten. Der Rat der Stadt Eger habe einem seiner tüchtigsten Mitbürger gegenüber ein Unrecht gutzumachen.

In einem Punkte täuschte er sich, wie Herr Grüner sofort bemerkte: Ich hatte noch nicht die Ehre, mich Bürger der Stadt Eger zu nennen.

Im übrigen vertrat Grüner ganz im Sinne Goethes die Auffassung, daß der Staat, der die Ordnung eines Volkes verkörpert, im Kampf gegen das Verbrechen eines der obersten christen-menschlichen Gebote nicht mißachten dürfe. Wie sollten die Menschen das Töten verlernen, wenn er ihnen das üble Beispiel mit Hängen und Hinrichten gibt und sogar Unschuldige tötet? Sicherstellen soll der Staat seine Bürger vor den Verbrechen. Dies sei die Aufgabe einer erleuchteten Zeit. Damit sah ich mein Fühlen und Denken aufs schönste bestätigt.

„Die Welt ist schon gemacht!“ hieß einst ein Goethisches Wort. Nun bekannte derselbe Mann, daß wir die Welt, die wir gemacht und überliefert erhalten, umzuändern, nezugestalten und zu verbessern haben; daß sie unter den wechselnden Monden und Sonnen nicht ewig sich gleich bleiben kann und darf, wenn auch nie ein süßer Apfel von einem Sauerapfelbaum fällt und sich nicht aus jedem Scheit eine Orgelpfeife machen läßt.

Rat Grüner hatte auch bereits die nötigen Schritte getan, um meine Stellung dem Schöffengericht gegenüber zu festigen und mir Bewegungsfreiheit zu verschaffen; auch Fürst Metternich war über den Fall unterrichtet worden, der mir so schwer zu schaffen gegeben und dessen Auswirkung mir unter Umständen den Boden unter den Füßen wegziehen konnte.

Es dauerte denn auch nicht lange, bis aus Wien ein Prokurator erschien, der die Akten

untersuchte, wobei er von Rat Grüner unterstützt wurde. Das Ergebnis bedeutete eine völlige Niederlage für das Schöffengericht. Mechthild ward als unzurechnungsfähig freigesprochen und mußte ihren Eltern zurückgegeben werden, mit der Verpflichtung, sie in eine Bewahrungsanstalt unter ärztlicher Leitung unterzubringen.

Ich atmete auf, als wäre ein Alp, der seit Wochen Tag und Nacht auf meiner Brust gekniet, von mir abgeschüttelt worden, und Sophie teilte ihre Freude darüber mit Margret.

Sonne war wieder im Scharfrichterhaus, und ich genas wie auf einen Ruf von oben. Einige Tage führten wir ein froh gehobenes Leben, als wohnten wir im gelobten Lande, als wieder ein tiefer Schatten auf uns fiel.

Wie man Mechthild, nachdem eine Unterkunft für sie gefunden war, im Gefängnis abholen wollte, hing sie entseelt an einem Britschenspfosten. In einer lichten Stunde, wie sie deren stets gehabt, hatte sie sich selber gerichtet.

Wir trauerten um sie und halfen sie bestatten. Als wir vom Friedhof zurückkamen, fiel uns auf, wie wir von vielen Leuten begrüßt wurden. War es die Majestät des Todes, die ihnen ans Herz geklopft und es geöffnet hatte für die Leiden verstoßener Mitmenschen? Seltsam, wie mir der freudige Glanz der Augen meiner Stadtgenossen in die Seele hineinging, daß sie licht und weit ward. War uns am Ende doch noch ein schöner Lebensabend beschieden, den uns das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und ihrer Anerkennung durch die Nächsten vergoldete? War ich endlich ein Mensch und ihresgleichen geworden? Doch der Tage sind viele, und man soll sie nicht vor dem Abend loben. Aber die Welt lag wie in neuem Frühlingschein vor uns.
(Schluß folgt.)

s'Schneeglöggli lüet — —

s'Schneeglöggli lüet, gling glang glung,
de Früelig chunt, es nimmt en Sprung
zum brune Erdebüßli us,
es goht e lieblis Lüßli duß.

Es lüet wieder, gling glung glang,
wie hät doch s'Schlüsselblüemli lang,
bis s'Chöpsli us sim Bellsli lupft,
und s'grüe Nachschäppli abestrupft.

s'Schneeglöggli lüet Tag und Nacht,
bis z'letscht isch dänn doch alls erwacht,
und leit s'schönst Hochfiggwändli a,
dem Früelig fuet me, was me cha.

Anna Kling-Megert.